

Stern der Herzen

Illustrirte Zeitschrift
für
Glaubensverbreitung



• Herausgegeben v. Missionshaus • der • Söhne • d. hl. Herzen • Jesu •
Missionäre für Central-Afrika.

PH. TUNDEL.

Bezugsbedingungen.

Der „Stern der Neger“ erscheint als illustrierte Monatschrift am Anfange jeden Monates und kostet jährlich 3 Kronen (3 Mark) mit Postversendung.

Wir richten an unsere Freunde die innige Bitte, aus Liebe zum göttlichen Herzen Jesu und zu den armen Negern Centralafrikas uns unterstützen zu wollen durch Verbreitung dieser Zeitschrift in ihrem Bekanntenkreise und Werbung neuer Abnehmer.

Förderer und Vertreter zur Verbreitung des „Stern der Neger“ werden an allen Orten unter sehr günstigen Bedingungen gesucht.

Der Ertrag des „Stern der Neger“ wird zur Heranbildung von Missionären für die armen Neger in Centralafrika verwendet.

Neu hinzukommende Abnehmer erhalten die bereits erschienenen Nummern nachgesandt.

Adresse für Bestellung des „Stern der Neger“:
Missionshaus der Söhne des hlst. Herzens Jesu
in Mühland bei Brixen (Tirol).

Congregation der Söhne des heiligsten Herzens Jesu, Missionäre für Central-Afrika oder Sudan.

Bedingungen der Aufnahme.

Die Congregation hat neben der Selbsteheiligung der Mitglieder die Befehrung der Neger von Centralafrika oder Sudan zum Zwecke.

Sie besteht aus Ordenspriestern und Ordenslaienbrüdern.

Zur Aufnahme ist für alle der Beruf zum Ordensstande erforderlich sowie der aufrichtige Wille, sich und seine Kräfte der Befehrung der Neger zu weihen.

Außer Priestern werden aufgenommen Studenten und Laienbrüder. Für die Studenten wird die vollendete V. Gymnasialklasse verlangt.

In Mühland müssen alle 2 Jahre Noviziat machen, worauf sie, wenn nach dem Urtheile der Obern kein Hindernis entgegensteht, die heiligen lebenslänglichen Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorjams ablegen. Die Studenten setzen dann ihre Studien für das Priesterthum fort.

Beim Eintritt muß jeder eine bescheidene Ausstattung an Kleidung und Leibwäsche mit sich bringen und soviel Geld, als zur Rückkehr in die Heimat erforderlich ist, wenn solche aus einem triftigen Grunde sich als nöthig erweisen sollte.

Nach ihrem Eintritte, seien sie Studenten oder Laien, übernimmt das Institut ihre Versorgung mit allem Nöthigen, in Gesundheit und Krankheit, wie für seine Söhne.

Bedarfs Aufnahme in die Congregation ist an die unten bezeichnete Adresse einzusenden:
1. Ein selbstgeschriebenes Aufnahmsgesuch mit kurzer Lebensbeschreibung und der Erklärung, Ordensmann und Missionär für die Neger lebenslänglich sein zu wollen.

2. Das Zeugnis des Bischofes der eigenen Diöcese.

3. Das Tauf- und Firmungszeugnis.

4. Pfarrentliches Sittenzeugnis.

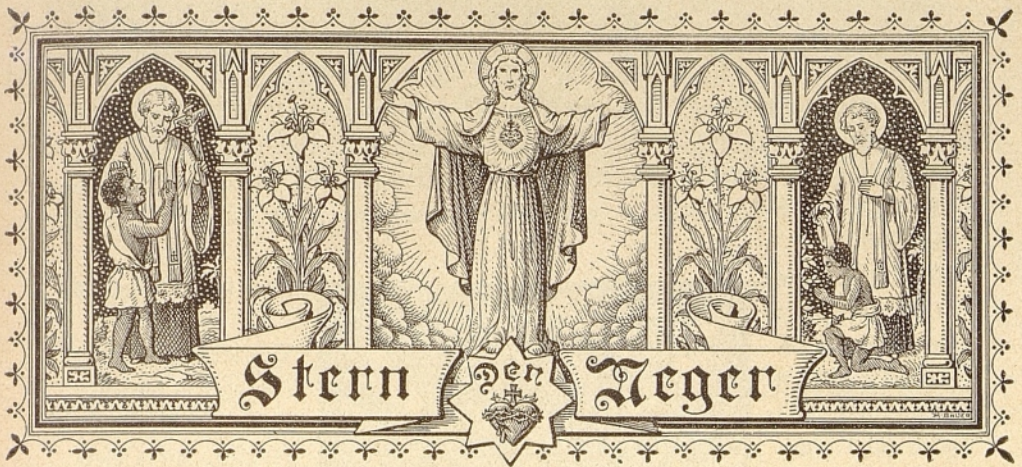
5. Aerztliches Gesundheitszeugnis.

6. (Bei Minderjährigen) die Einwilligung des Vaters oder Vormundes.

7. (Bei Studenten) die Zeugnisse der absolvierten Gymnasialklassen, besonders der letzten.

8. (Bei Laien) im Gesuche angeben, ob sie ein Handwerk verstehen.

Adresse: Hochw. V. Obern des Missionshauses der Söhne
des hlst. Herzens Jesu in Mühland bei Brixen (Tirol).



Illustrierte Zeitschrift für Glaubensverbreitung in Afrika.

Organ des Missionshauses der „Söhne des hl. Herzens Jesu“.

✦ Erscheint am Anfange jedes Monats. ✦

Nr. 7.

Juli 1900.

III. Jahrgang.

Inhalt: Marien-Verein für Afrika. — Erste Reise unserer Missionäre im wiedereroberten Sudan (Schluss). — Vom afrikanischen Sklaven zum katholischen Priester (Fortsetzung). — Erinnerungen an eine Reise im Rothen Meere (Fortsetzung). — Verschiedenes.



Marien-Verein für Afrika.

Der Marien-Verein für Afrika unterstützt die afrikanischen Missionen, fördert das Werk der Antislavereibewegung und nimmt sich besonders der unter dem Allerhöchsten Protectorate Sr. Majestät des Kaisers Franz Josef I. stehenden Mission für Central-Afrika an.

Diese letztere Mission kann nun, da der Mahdi besiegt und der Zugang in den Sudan wieder möglich geworden ist, eine größere Thätigkeit entfalten; bereits sind die Missionäre in Central-Afrika eingezogen und haben in Chartum ihre Missionsthätigkeit begonnen.

Dreierlei ist aber nun nothwendig, um in recht ausgiebiger Weise die Christianisierung von Central-Afrika durchzusetzen.

1. Eine große Anzahl von Missionären. — Wer Beruf hat, entweder als Priester oder als Student (und zukünftiger Priester) oder auch als Laienbruder

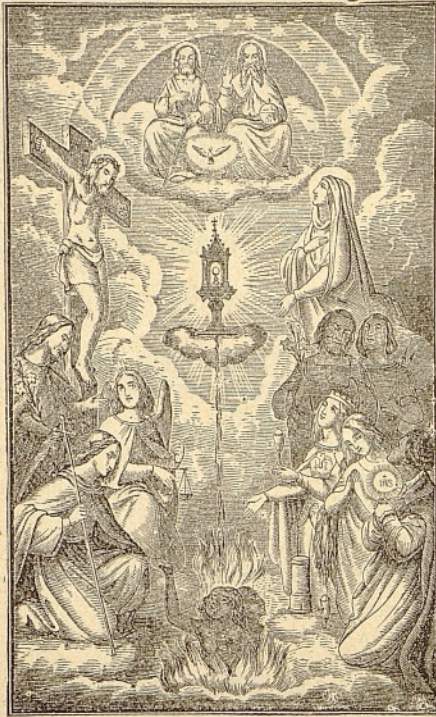
(Handwerker) für Afrika thätig zu sein, wende sich an den Oberen des Missionshauses in Mühland (bei Brigen in Tirol), hochw. P. Xaver Geher.

2. **Größere Geldmittel** zur Erhaltung und Erweiterung des Missionshauses in Mühland und zur Erhaltung der Missionäre, die in Afrika thätig sind. Für die **Aufbringung dieser Geldmittel** sorgt der Marien-Verein für Afrika, weshalb die Ausbreitung dieses Vereines und der Anschluss an selben so wichtig und erwünscht ist.

Nach den Statuten kann in jeder Pfarre eine Filiale dieses Vereines gegründet werden. Als Mitglied zahlt man monatlich 10 h, also jährlich 1 K 20 h.

Mögen auch bei den jährlichen Kirchensammlungen für Afrika die Gläubigen gerne ein reichliches Almosen spenden.

3. **Eifriges Gebet** besonders zur allerseligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria, auf dass Gott der armen Afrikaner, der Neger, der Wil-



den und besonders der unglücklichen Sklaven sicherbarme, und recht vielen Katholiken die Gnade verleihe, mit Opfersinn für die unsterblichen Seelen der schwarzen Afrika-bewohner thätig zu sein.

Als Mitglied des Marien-Vereines betet man auf diese Meinung täglich ein Vaterunser, ein Ave Maria und den Zusatz:

„Bitte, o Himmelskönigin Maria, für die unglücklichen Neger!“

Auf dass sie mit uns würdig werden der Verheißungen Christi.“

Katholiken von Wien und ganz Oesterreich! Tretet recht zahlreich dem Marien-Verein für Afrika bei, erbarmet euch der armen, unglücklichen Neger, dann wird sich Gott auch unser erbarmen und in unseren Drangsalen uns Hilfe senden.

Wien.

Für den Diöcesan-Ausschuss des Marien-Vereins für Afrika:
Canonicus Anton Schöpflenthner.





Erste Reise unserer Missionäre im wiedereroberten Sudan.

Von Assuan nach Omderman und zurück.

Von P. Wilhelm Banholzer, F. S. C.

(Schluß.*)

Donnerstag (den 5. October) konnten wir zum erstenmale ausschlafen. Besuche wurden keine eingelassen. Wir wollten Freunde und Bekannte heute in ihren Wohnungen aufsuchen. Bei dieser Gelegenheit konnten wir uns Omderman etwas näher ansehen und in Haus und Familie einen Einblick gewinnen. Da muß ich vor allem etwas über die Bauart der Häuser sagen.

Die meisten Häuser sehen sich einander ähnlich wie ein Ei dem anderen. Wenn sie mit Mauern umgeben sind, ist es mit diesen der gleiche Fall. Wenn die Nachbarschaft nicht genügend die Lage eines Hauses bestimmt, bleibt nichts anderes übrig, als zu fragen, wo man zu Hause ist. Auch ganz gewöhnliche Hütten haben einen ummauerten Hof vor sich. Die Thüre in den Hof ist zugleich Eingang zu einer Hütte, welche daran angebaut ist, damit es von außen schein, als sei dies das eigentliche Wohnhaus. Nach Durchschreitung des Hofes kommt wieder eine Thüre, welche gleich in das Wohnhaus führt, oder es kommt noch ein zweiter Hof, von dem aus man erst ans Ziel kommt. Diese labyrinthartige Bauerei, die darauf abzielt, die Menschen irre zu führen und möglichst ungestört von außen zu bleiben, hat die Furcht vor dem Chalifen und seinen Spionen eingegeben. Ganz direct auf die Straße schauende Häuser hätten zu oft Besuche erhalten. Man denke sich nun, was für ein Labyrinth ganz Omderman sein muß. Der Mahdi hatte in den Wohnungen jeden Schmuck und Luxus verboten. Inzwischen ist in Häusern der Griechen, Orientalen und besseren Eingeborenen die bequeme ägyptische Hauseinrichtung wieder eingezogen. Der Besucher nimmt auf einem fein bedeckten Angareb Platz und kommt nicht sobald wieder los. Kaffee, Limonade und Cigaretten werden überall von den Hausclavinnen angeboten. In verschiedenen Häusern sind

*) Siehe Nr. 6 Seite 123.

deren eine nicht geringe Zahl. Ihre Abschaffung geht erst nach und nach vor sich. Die Sklaven und Sklavinnen sind jetzt schon rar. Eine große Anzahl Sudanesen (Sklaven) hat der Sirdar in ihre Heimat zurückgeschickt. Die Waffentüchtigen wurden unter die Soldaten gesteckt. Nur wenige liefen dem Chalifen nach. Ueberhaupt war dem Chalifen außer den Baggära von jeher kein Negerstamm aufrichtig ergeben. Er selbst wußte davon und decimierte manche unglückliche Stämme. Die Baggära flohen auch alle mit dem Chalifen. Nicht ein einziger soll mehr in Dmderman sein. Von den Nichtbaggära, erzählt man, seien nach der Flucht sämmtliche dem teuflischen Mißtrauen des Chalifen verfallen und niedergemacht worden. Im Kordofan soll kein Mensch mehr leben.

Trotz der geringen Zahl von Einwohnern (30—35.000), die jetzt noch in Dmderman sind, sind die Lebensmittel, namentlich das Brot, sehr theuer. Die unsicheren und unregelmäßigen Verbindungen machen ihren Preis bald fallen, bald auf einen Schlag steigen. Die neue Regierung thut, was sie kann und hat schon viel geleistet. Wo nichts ist, ist nichts zu vergeben. Aus dem Süden kommt nur wenig Getreide. Die Eisenbahn ist noch nicht vollendet, um große Massen von billigem Getreide aus Aegypten herbeischaffen zu können. Ueber diese Zustände ärgerten sich kürzlich, so erzählte man uns, die Soldatenweiber und machten ihrem Mergel auch entschlossen Lust. Im Vertrauen auf die Verdienste ihrer Männer im Kriege und gestützt auf ihre eigene Macht, die keine kleine ist, da jeder Soldat eine unbestimmte Anzahl von Weibern hat, fielen sie über den Kornmarkt her, Verkäufer und Verkäuferinnen durchprügelnd und auch fortschleppend, was zur Hand war. Am Tage darauf brachte niemand mehr Getreide zum Verkauf. Die Weiber wurden nun vernünftig und entschlossen sich zu einem universalen „Malesch“ (Abbitte). Bei der herrschenden Theuerung gehen die ansässigen Griechen, meist Kleinkrämer, ganz zugrunde. Die Leute hatten sich den Aufschwung Chartums vielleicht zu schnell gedacht und hatten sich verrechnet mit der Ausnahme, daß die Eingeborenen kauffähig seien. Mit Mühe gewinnen sie das tägliche Brot. Der Getreidehandel ist in den Händen der Eingeborenen. Das Getreide kommt vom Weißen Nil, von Singhat in der Moderia, von Sennaar und auch von Fashoda. Gegenwärtig bringt der Handel mit Waffen, Messern und Kleidern aus der Mahdie einigen Gewinn. Die Eingeborenen selbst liefern feine Geflechte, Filigranarbeiten und ähnliches. Besonders prächtig sind ihre Messer mit Scheide aus Krokodilleder. Den Stahl dazu liefern alte Säbel. Auch Gold und Silber wird verarbeitet zu Amuletten, Perlen, mohammedanischen Gebetschnüren, Arm und Fußbändern usw. Das Gold kommt meistens aus der Gegend des oberen Blauen Nils, auf der Grenze von Abyssinien, aus Beni und Schongal und ist von feinsten Qualität. Ein Haupthandelsartikel ist noch das Salz, das sich zwischen Berber und Dmderman findet. Die Regierung hat das Monopol davon einem Eingeborenen übertragen. Zahlreiche Arme beschäftigt der Bau von Barken. Für den Aufschwung des Handels sind deren große im Bau. Straußenfedern sind dieses Jahr keine aus dem Kordofan gekommen. Die Gummi-Ernte fiel ebenfalls aus. Während die Moderien (Districte), Berber, Dongola, sehr gute Fortschritte machen, ist Dmderman (später Chartum)

noch im Beginnen. Ganz natürlich; man kann nicht alles auf einmal thun, Krieg führen, Eisenbahnen bauen, Verhältnisse ordnen. Der Krieg hat den Engländern viel gekostet, mit der Eisenbahn allein haben sie für den Sudan viel gethan, und die Verhältnisse sind so weit geordnet, daß die Eingeborenen mit etwas Verständnis zufrieden sein können. Es bekommen wenigstens alle ihr gutes Recht, was früher nie der Fall war. Aber diese Leute wollen lieber die Peitsche eines der Ihrigen, als die Gerechtigkeit und das Wohlwollen eines „Ungläubigen“ (Christen). Daher die Unzufriedenheit bei all dem guten Willen der Regierung. Die Aufhebung der Sklaverei hat ihnen die Regierung vollends ganz verhasst gemacht. Es gilt eben jetzt, selbst Hand an den Pflug zu legen. Die Sklaven ihrerseits machen sich das neue Recht zu Nutzen und verlassen zahlreich ihre Herren. Nur ist jetzt die Gefahr, daß die Freiheit in Ungebundenheit ausarte. Die Frauen lassen ihre Dienstmoten (Sklavinnen) nicht mehr allein an den öffentlichen Brunnen Wasser holen, aus Furcht, sie möchten davonlaufen. Die jungen Sklaven sind ebenfalls unter strenger Aufsicht. Auf die Dauer geht aber diese doppelte Sklaverei nicht fort. Sobald die Europäer im Lande sind, werden sich die Herren Regier und Regierinnen ihre Dienste bezahlen lassen. Die Eingeborenen hofften noch viel auf den Chalifen Scherif, der bei Dmderman von den Engländern gefangen genommen, dann aber wieder freigelassen wurde und alsbald für die Mahdie wieder zu werben anfing, die nach seiner Meinung noch nicht aus war. Die Engländer erhielten Wink von seinem Treiben, umzingelten den Chalifen mit den Seinen und erschossen ihn. Nachdem nun diese Hoffnung dahin ist, vertrauen sie auf den Chalifen (Taisch), obwohl von ihm einst mit Füßen getreten. Er hatte sich damals auf dem Djebel-el-Gabi verschanzt. Die Engländer richteten daher dorthin die Expedition, die jedoch wieder rückgängig gemacht wurde, da der Chalif seine Stellung verlassen hatte und nach Norden gezogen war. Ende November überraschte ihn nun Wingate-Pascha, tödtete ihn mit dreien seiner Emire und nahm die Mehrzahl der Derwische gefangen. Hiermit ist das Haupt der Mahdie abgethan und ein Umschlag der Gesinnung zu hoffen.

Kurz vor unserer Ankunft in Dmderman wäre es beinahe zu einem kleinen Aufstand gekommen. Die Eingeborenen faßten nämlich ihre alten Sklaven auf der Straße an und schleppten sie mit Gewalt nach Hause. Der Nächstbeste nahm sich einen Sklaven, den er den seinigen nannte. Dagegen erhoben sich zum erstenmale seit Menschengedenken die schwarzen Soldaten, für ihre Landsleute Partei nehmend, welche allein das Sklaventhum ausmachen. Sie hielten dem Modir vor, daß sie ihr Blut für die Regierung einsetzen, und dafür die „Kinder ihrer Mütter“ Sklaven sein müßten. Wenn man fernerhin ihre Dienste wolle, seien ihre Brüder und Schwestern freizulassen. Der Modir suchte beide Theile zu befriedigen mit einem Erlass, der den Eingeborenen die Sklaven zugestand, die sie jetzt besaßen, aber niemandem mehr das Recht gab, neue zu nehmen. Außerdem sollten die Sklaven menschlich behandelt werden. Im übrigen bestehe der alte Freiheitsbrief für alle Sklaven fort. Das befriedigte die Gemüther. Neben den Eingeborenen sind die Regersoldaten unzufrieden. Je besser er behandelt wird, desto anspruch=

voller und unzufriedener wird er. Der schwarze Soldat hat 70 Piaſter im Monat bei freier Kleidung und Eſſen, iſt gut behandelt und von den Engländern geliebt. Nichtsdeſtoweniger iſt er unzufrieden und will noch mehr. Das lange Kriegsführen ſind ſie auch ſatt. Die aus der Maħdie ſtammenden Soldaten bringen wohl die meiſte Verhegung ins Heer. Sie wollen nur den Chalifen anerkennen. Doch iſt nicht zu fürchten, daß dieſe Neger ſich erheben; ſie murren und ſind unzufrieden, kommen aber nicht zur That. Es fehlt ihnen an einem Haupt dazu. Noch unfähiger ſind die ägyptiſchen Soldaten zu einem Aufſtand. Das Allerneueſte iſt aber, daß dieſe guten Ägypter nun von den Negern die Befreiung vom Joche der Engländer erhoffen, von denſelben Negern, die ſie 15 Jahre vorher noch auf dem Sklavenmarkt ausſtellten. Es geſchieht den Ägyptern ganz recht, daß ſie arbeiten müſſen und ein anderer commandiert.

Die Lage iſt ſo ſcheinbar unſicher in Omderman. In Wahrheit iſt aber, beſonders nachdem der Chalif abgethan iſt, nichts Ernſtes zu fürchten. Eine Hand voll Engländer führt ein ſtrammes Regiment und alle wiſſen, daß der geringſte Verſuch einer Erhebung mit der Erſchießung beſtraft wird. Alle dieſe Aufſchlüſſe und Einblicke ſammelten wir bei unſeren Beſuchen den Tag über. Donnerſtag-Abend kam ein Bote mit der Nachricht, daß die Ueberreſte Combonis gefunden ſeien.

Am Freitag-Morgen, dem erſten Freitag im October, durfte ich im Hauſe unſeres Gaſtgebers die hl. Meſſe feiern, die erſte, die überhaupt jemals in Omderman gefeiert wurde. Alle davon Benachrichtigten kamen dazu. Für die Kinder war es die erſte hl. Meſſe ihres Lebens. Für die Alten ſeit 18 Jahren die erſte. Mit welcher Andacht und Rührung ſie derſelben beiwohnten, läßt ſich denken. Möge das hl. Herz Jeſu, dem der Sudan geweiht iſt, den armen Eingeborenen die Augen öffnen, damit ſie nach ſo langer Tyrannei den Frieden der Kinder Gottes genießen.

P. Ohrwalder begab ſich darauf nach Chartum, um die Ueberreſte Combonis zu ſammeln. Ich gieng mit einem Bekannten in die Häuſer der Chriſten, um Kinder zu taufen und an den Nothgetauften die Ceremonien nachzuholen, Beicht hören uſw.

Nachmittags beſuchten uns zwei Negerſoldaten, Titus und Stephan, einſtige Zöglinge des Inſtitutes in Geſira. Beide waren dazumal rechte Schlingel, hatten aber den Glauben feſt in Herz und Kopf ſitzen. Nach Negerart faßten ſie über Nacht den unabänderlichen Beſchluß, unter die Soldaten zu gehen. Alle Warnungen, alles Abſtaten half nichts. Sie verließen Geſira. Aber kaum ein paar Wochen Recruten, bereuten ſie ihren Schritt und ſahen ein, daß die Väter recht gehabt und es nur gut mit ihnen gemeint hatten. Zu ſpät. Wer einmal Soldat iſt, bleibt Soldat, ſolange es der Regierung gefällt. — Sie ſind nun die einzigen chriſtlichen Negerſoldaten im Sudan und figurieren mit ihren chriſtlichen Namen in Appellen und Regiſtern. Trotz aller Verſpottung haben ſie die Fahne des Glaubens immer hoch gehalten und ſogar für die Religion Propaganda gemacht. Ein paar Beſſergeſinnte haben ſich um ſie geſammelt, die bereit ſind, Chriſten zu werden. Bei Eröffnung eines Weiſenhanſes in Chartum werden ſie für uns viel

thun können, wenn sie inzwischen nicht verfehlt werden. — Titus schlägt die große Trommel bei der Bataillonsmusik, Stephan ist Trompeter. In dieser Eigenschaft haben sie die Schlachten von Dongola, Metemneh, Arbata uſw. mitgemacht. Titus namentlich ist bei seinen Vorgesetzten wegen seiner Treue und Aufrichtigkeit sehr



Dr. Ignaz Knoblecher, apostolischer Provicar, Erbauer des grossen Missionsgebäudes in Chartum. (Originalbild des „Stern der Neger“.)

hochgeschätzt und wäre schon längst befördert worden, wenn er wollte. Er weist jede Ehre zurück, weil seine Kameraden dieselbe seiner Religion zuschreiben würden. Auf die Frage, ob er keine Angst habe, wenn er in die Schlacht müsse, und die Kugeln um ihn herum pfeifen, antwortete er: „Nicht die geringste. Bevor ich ausrücke, erwecke ich immer den Act der Reue und Liebe und halte mich durch Stoßgebete mit Jesus, Maria und Josef im Geiste vereinigt. Dann bin ich ruhig

und fürchte den Tod nicht.“ Den Antun — ebenfalls ein Zögling unseres Institutes —, der bei Atbara fiel, habe ich noch am Abend vor der Schlacht daran erinnert, den Act der Liebe und der Reue zu erwecken und immer zu beten. — Im allgemeinen hat der Neger soldat keine Furcht vor irgend etwas und stürzt wie ein Löwe in die Schlacht. Nur von wenigen mußte Titus, daß sie vor Angst im Kriege weiße Haare bekommen haben. Die Verkommenheit und Bestialität seiner Landsleute bedauert er sehr und anerkennt, daß ohne das Christenthum aus seinen Brüdern nie Menschen werden. Respect vor den Kerls. Sie sind in der Schule des Lebens brav geworden. Noch eine Anekdote will ich nicht übergehen. Titus hatte bei der Plünderung von Omderman in einem Loch ein Haufen Gold entdeckt. Aber eingedenk des Wortes einer seiner Freunde, daß, wer Gold besitzt, umgebracht wird, berührte er es nicht einmal. Nach ihm kam ein Nichtschwarzer und packte das Gold zusammen. Eine edle That. Selig der Mann, der nicht auf Gold ausgeht und nicht auf Gold und Freunde seine Hoffnung setzt. In so einem Institut, wie in Gefira, wo 80—90 Buben miteinander leben, miteinander beten, lernen und arbeiten, da dringt eben der Glaube in die Köpfe ein und sitzt fest. Die meisten werden gehörige Schlingel sein, aber im Punkte des Glaubens lassen sie nicht mit sich spassen, achten jederzeit die Priester, gehen öfters zu den hl. Sacramenten und sterben in der Regel sehr ergeben. Man meint oft umsonst zu arbeiten. Die Frucht aber kommt früher oder später. Das meiste muß unser Herrgott thun, denn die Kerle haben harte Schädel. — Mit einem Backschisch zogen unsere zwei Freunde ab und mit einem „Auf Wiedersehen!“ Nach ihnen kamen noch viele Besucher. P. Dhrwalder brachte gegen Abend die Ueberreste von Comboni. Es waren nur ein Sacktuch voll. Die Derwische hatten also das Grab geöffnet. Daraufhin wurde das Grab Killoß gar nicht geöffnet, der ja 20 Jahre länger ruht.

Der Samstag gehörte vollständig den Freunden und Bekannten. Da und dort wurden wieder Taufen vorgenommen. Verschiedene ältere Burschen mußten zurückgewiesen werden, da ein genügender Unterricht ihrer Taufe voranzugehen hat. Bei diesem Rundgang sah ich die Hütte, in welcher P. Dhrwalder zehn Jahre als Weber gearbeitet hat. — Am Abend hatten wir die Ehre, vom Commandanten, der die ehemalige Residenz des Chalifen bewohnt, zum Essen eingeladen zu werden. Die Residenz hat wie von außen so von innen nichts Großartiges an sich. Die Zimmer sind nur bedeutend höher als die gewöhnlichen. Die Decke ist fein eingelegt mit Geflechten. Im übrigen geht und steht man in den Zimmern auf der nackten Erde. Das denkwürdige Nachteffen fand im Hofe statt, und der dort fließende Rheinwein machte alle schaurigen Erinnerungen, die sich an den Chalifen und seine Residenz knüpfen, vergessen. Wir waren gemüthlich beisammen wie zu Hause. — Auf dem Heimweg riefen uns die Wachen von allen Seiten an. Der Nachtwächter sang mit eintöniger, hoher Stimme sein „Modieh Billah“, „Gott sei die Ehre“. In unserer Begleitung war diesmal ein Slave, um nicht irrezugehen.

Der Sonntag war ein echt christlicher Ruhe- und Freudentag. Es fanden zwei hl. Messen statt bei vollgefüllten Räumen. Verschiedene hl. Communionen

wurden ausgeheilt. Nach den hl. Messen hestete P. Ohrwalder Herrn Trempa das silberne Verdienstkreuz an, mit welchem Se. Majestät der Kaiser von Oesterreich, unser Beschützer, das treue Einstehen des Mannes für die Schwestern und Missionäre während der Mahdie ehren wollte. Alle Guten freuten sich mit dem Gefeierten, die Schlechten mußten sich ducken und erhielten eine gute Lection. Darauf folgten wieder Taufen im Hause von Bekannten. — Den Eltern wie den Kindern hier thut ein guter Religionsunterricht sehr noth. Achtzehn Jahre hindurch haben die Eltern nicht von Religion sprechen noch weniger sie ausüben dürfen unter den strengsten Strafen. Der leiseste Verdacht von Propaganda, auch unter den eigenen Kindern, hätte den Tod gebracht. So wuchsen die Kinder in der Religion des Mahdi auf und wissen nichts als Formeln und Gebete, die ihnen von den arabischen Scheiks eingebrüllt wurden. Durch das Zusammenleben mit den Muselmännern sind sie so verdorben wie jene geworden. Das bische Religion, das die Eltern gerettet haben, ist arg gering und lange nicht hinreichend, um den Kindern einen genügenden Unterricht ertheilen zu können. — Für die verlassenen Schäflein thut ein Hirte noth. Es wird im Anfang viel Arbeit in Chartum geben. — Der Nachmittag war endlich ruhig für uns.

Am Montag sollten wir unsere apostolische Arbeit schließen. Um 3 Uhr nachmittags erschien der Adjutant des Sirdars mit dem Befehl, sogleich abzureisen, da der Postdampfer nach der nächsten Eisenbahnstation bereit stehe und nur noch auf uns warte. Wie mit einem Säbelhieb war so der schöne Aufenthalt in Dmderman abgeschnitten; es war keine Zeit mehr, die Bekannten zu grüßen, Besuche zurückzugeben; verschiedene Taufen und Eheschließungen fielen aus. Alle Erfahrungen, die wir auf der Herreise gemacht in Bezug auf die Reisebedürfnisse, blieben unnütz; mit denselben Siebensachen, mit denen wir gekommen und so lange gewirtschaftet hatten, mußten wir wieder abziehen. Nur das Nöthigste konnte noch zusammengekauft werden. In einer Stunde waren wir reisefertig. Esel und Packträger standen bei der Hand. Noch einmal grüßten wir und ließen alle grüßen, dann giengs ab. — Von der Höhe meines Esels schaute ich mir Dmderman noch einmal an. Trotz des hohen Sattels hielt ich mich im Gleichgewicht. Ich ließ die Wüstenstadt zum letztenmale ganz auf mich einwirken, und mein Inneres blieb doch ruhig. Größer war mein Mitleid mit der großen Stadt, als meine Begeisterung. Inzwischen kam das Ufer: das Dampfboot war bereit, wir stiegen ein, und alsbald wurden die Anker gehoben. Lebe wohl, Dmderman!

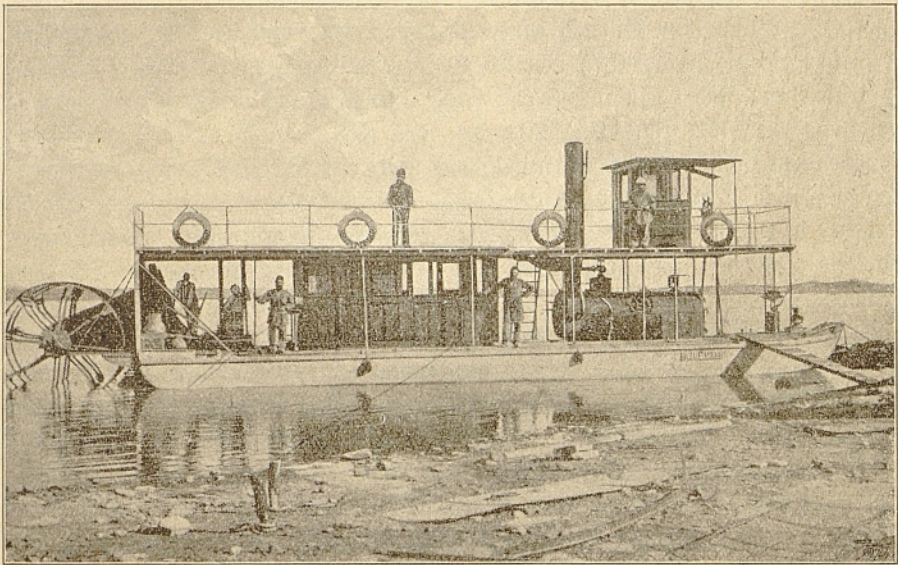
Wenn Gott will, erreichen wir noch heute Abend die nächste Eisenbahnstation. — Die Eisenbahn war bereits 28 Meilen vor Chartum angekommen, inzwischen wird sie fertig sein.

Es wehte ein starker Nordwind, der Leib und Seele erfrischte. Das ergreifende Schauspiel des endlosen Dmderman mit der sterbenden Sonne im Hintergrund zog wieder an uns vorüber. Die vielen zerstreuten Hütten schienen im zunehmenden Dunkel wie Scharen heimlich auftauchender Dervische, die nicht ruhen konnten, weil ihr Prophet verachtet und die Stadt Eigenthum der Christen geworden ist. Darauf brach tiefe Nacht herein.

Außer uns waren bloß noch zwei Soldaten auf dem Schiffe, welche die Post von Omderman bis nach Galsa begleiten mußten. Briefe und Pakete hatten sie in Säcken herumliegen, die sie uns in ihrer Gutmüthigkeit als Nachtlager anempfahlen. Leider sollten wir noch auf dem Dampfer übernachten. Unsere Schiffsleute konnten nämlich mit dem besten Willen den besagten Bahnhof nicht finden; sie fuhren von Omderman ab, ganz unbekümmert darum, wo sich derselbe befindet. Es wurden daher die Anker geworfen in der Nähe eines Dorfes. Alles beantwortete das Verfahren des Steuermannes mit einem „bardu kuris“ (alles gut, einerlei). Auch wir mußten darin einstimmen, wohl oder übel. Eine Nacht mehr oder weniger, was lag daran. Mit dem kommenden Morgenlicht versprachen ja die guten Leute, die Station aufzusuchen. Beim ersten Tagesgrauen wurden die Anker gelichtet, und nach einer halben Stunde war der in Frage kommende Bahnhof gefunden. Wir stiegen ans Land; es war aber nichts Bahnhofähnliches zu sehen. Aber einen Kilometer im Lande drin sahen wir eine lange, dichte Staubwolke immer wieder sich erneuern. Wir näherten uns und trafen ein gutes Tausend Arbeiter mit dem Bahnbau beschäftigt. Eine Gruppe wirft den rohen Bahndamm auf, eine zweite mißt und schneidet ihn zu. Darauf legen andere die Bahnschwellen. Neue Abtheilungen tragen die Schienen zur Stelle, schlagen die Nägel ein, verbinden die einzelnen Schienen und stellen die nothwendige Kreis- oder Linienform des Geleises her. Hinten kommt zuletzt die feinere Arbeit mit Wasserwage und Winkel. Die Arbeiter, Derwischgefangene und ägyptische Soldaten, leisten unter einer glühenden Sonne zwischen 2·8—3·2 Kilometer fertiges Geleise täglich, so lange das Terrain eben und keine weiteren Schwierigkeiten aufstoßen. Als wir morgens ans Land stiegen, war noch weit und breit kein Geleise zu sehen. Um 10 Uhr hatte sich schon alles geändert. Es wurde bis dahin eine Abzweigung der Hauptbahn, welche weit im Lande ist, nach dem Flussufer gelegt. Zusammen mit der Eisenbahnarbeit gieng die Aufrichtung eines Gerüstes für einen großen Wasserbehälter Hand in Hand, aus dem der um 12 Uhr anfahrende Zug sein Wasser haben mußte. Die Arbeiter bauen nun schon mehr als ein Jahr lang am Eisenbahnkörper Galsa-Chartum und haben in dieser Zeit eine staunenswerte Fertigkeit erreicht. Das Eisenbahnregiment in Berlin macht in der Stunde auf ebener Erde drei Kilometer. Zum Unglück ist das Eisenbahnmaterial für die letzten 28 Meilen noch nicht von Europa angekommen, weshalb die Bahn erst anfangs November Chartum gegenüber erscheinen wird.

Wir hummelten eine zeitlang in der Umgegend herum, um den Anbau in Augenschein zu nehmen, fanden aber nichts als einige vernachlässigte Durrfelder und wildes Gras. Die Erde ist fett, wie wir sie in Anschnitten am Ufer so oft sahen. Außer dem Nil tragen noch häufige Regengüsse zur Güte und Fruchtbarkeit derselben bei. Es sind jedoch nur wenig Behauer derselben vorhanden. — Wenn einmal der Sudan geöffnet ist und neuen Ansiedlern günstige Bedingungen entgegengebracht werden, werden hier prächtige Felder erstehen. Die Bebauung der Ufer ist bedeutend leichter als in Aegypten, wo der Nil der einzige Wasserträger ist. Die Regierung hat zwischen Berber-Chartum schon viel für die Eingeborenen

gethon durch Wiederherstellung und Neuerrichtung von Wasserrädern. In einem Jahre kann man nichts in die Augen fallendes verlangen in einem so großen Gebiete, wie der Sudan es ist. Nach zwanzig Jahren braucht der Sudan seine Lebensmittel nicht im Süden und Norden einzukaufen, wohl aber wird Aegypten zur Zeit der Wassernoth des Sudans bedürfen. Der Zug, der uns mitnehmen sollte, fuhr erst um 2 Uhr mit einer kolossalen Ladung von Linsen und Bohnen in das neue Geleis ein. Auf den gespickten offenen Wagen saßen eine Menge Soldaten, nur durch den gewöhnlichen Turban gegen den furchtbaren Sonnenbrand geschützt. Im Augenblick war abgeladen, und der Zug nach Atbara bereit. Wir



Dr. Giort. Dr. Schröder. P. Ohrwalder. Dr. Blant.

Das Missionsschiff „Redemptor“. (Originalbild des „Stern der Neger“.)

erhielten darin, zusammen mit den zwei Postsoldaten, einen Wagen, wie er bei uns für die Pferde bestimmt ist. Es war der einzige gedeckte im Zug und galt als II. Klasse. Uebrigens stellte er sich gar nicht so übel heraus, als er aussah: man konnte auf dem Boden seine Siebensachen ausbreiten und schlafen ohne Gefahr, irgendwo hinunterzufallen. In diesem Punkte war es besser als der Salun, den wir von Galsa an hatten. Der Zug setzte sich bald in Bewegung nach der eigentlichen Bahnstation Wadi-Ramla. Hier ein paar Stunden Aufenthalt. Geduld. Es ist eben alles neu: Bahn und Bahnbeamte. Schließlich kam ein Telegramm, daß man abfahren könne. Der Maschinist nahm seine weiße Karte in Empfang und ließ es sich nicht zweimal sagen. (Ohne diese Karte, welche die kommende Linie offen erklärt, darf der Maschinist nicht vom Plaze fahren.) Aber kaum

zwei Kilometer aus dem Bahnhof draußen kam ein anderes Telegramm, welches besagte, daß ein Zug von der kommenden Station soeben abgefahren sei. Das war zu spät. Man winkte uns noch mit dem grünen Fähnchen und schickte einen Wagen mit Handbetrieb hinter uns her — alles umsonst. Niemand versah sich dessen. Es mußte also nach ein paar Stunden ein Zusammenstoß stattfinden, wenn die Locomotivführer die Begegnung nicht bemerkten und rechtzeitig sich verständigen konnten. Das Unglück mußte sich mitten in der Wüste ereignen. Auf der Station, die wir verlassen, konnte man uns nur mehr dem Schutze Gottes anempfehlen. Die Wüste war grell beleuchtet von der Mondsilber. Der Zug fuhr mächtig darauf los. Wir hatten eine schwere, starke Maschine; vor derselben waren 6—7 Wagen mit den oft genannten Wasserbehältern. Ahnungslos öffnete ich eben meinen Koffer, um Wäsche zur Bildung einer Unterlage herauszuholen, da gab unsere Locomotive einen schnellen Pfiff von sich — merkwürdig das, mitten in der Wüste — gleich darauf folgte ein furchtbarer Stoß, ehe wir uns versahen, ein zweiter, dann stand der Zug still. P. Ohrwalder, der eben sein Abendgebet verrichtete, sprang entsetzt auf und zum Wagen hinaus und ich ihm nach. Als wir schon draußen waren, kam noch ein dritter Stoß. Es war da ein gräulicher Rauch, der uns jede Aussicht und Orientierung und selbst den Athem benahm. Wir wußten nicht, ob der gegen uns angefahrene Zug nicht auch entgleist sei und auf uns zukomme. In dem grauenhaften Dunkel und dem Rischen der Maschinen klang die Stimme eines Locomotivführers, der seinen Kameraden suchte. Unser Zustand war unbeschreiblich, bis der Nordwind den Rauch wegtrug und das Mondlicht auf die Unglücksstätte fallen ließ. Nun konnten wir feststellen, was geschehen war. Vor allem, Gott sei Dank, war kein Verlust an Menschenleben und auch kein Verwundeter. Selbst die Locomotivführer waren mit dem Schrecken davongekommen. Beim Anblick des kommenden Zuges hatten die Unserigen noch einen Pfiff hinausgelassen, einhalten und dann abspringen können. Die des anrennenden Zuges hatten keine Ahnung von uns und bemerkten jedenfalls erst auf den Pfiff unserer Locomotive den drohenden Zusammenstoß, hatten aber gerade noch Zeit, hinunterzuspringen. Die zwei Armen wären sonst völlig zerquetscht worden. Der Vordertheil ihrer Maschine stand in der Höhe auf einem unserer Wasserwagen, der Kohlenwagen stand hinten in die Höhe und war mit der Locomotive völlig zusammengeklappt. Unsere Behälter lagen einer über dem andern, von ihren Wagen losgelöst, welche aufrecht auf dem Kopfe nebeneinander standen. Unsere Maschine war unversehrt, ihrer kolossalen Länge und Schwere wegen. Die übrigen Waggons hatten nur leichte Beschädigungen. Am Bahrdamm war ein wirklicher See entstanden durch das Wasser aus den zerquetschten Behältern. Der gute Gott hatte uns beschützt. Ihm sei tausend Dank dafür. Alles lobte Gott und pries seine Güte. Die einfachen Leute verstanden wohl, daß Gottes Fürsorge allein die Menschenleben beschützt hatte. Wären nicht die Wasserwagen vor unserer Locomotive gewesen, Gott allein weiß, was mit uns geschehen wäre. Einer der Soldaten unseres Wagens, ein Muselman, meinte, es sei ihnen allen nichts geschehen, weil wir zwei kurz vor dem Zusammenstoß in unserem Evangelium (Officium) gelesen

hätten. Dem guten Glauben des Soldaten die Ehre, Gott alles Verdienst. Man schickte alsbald Leute nach der Station, die schon nach einer halben Stunde mit dem von dort uns nachgesandten Rollwagen zurückkehrten. Von ihnen erfuhren wir den ganzen Sachverhalt. Der Arzt, der mitkam, konnte nur das Wohlsein aller feststellen.

Wir mußten nun wieder nach Wadi-Ramla zurückfahren und dort warten, bis das Geleise abgeräumt war. Man besann sich jedoch anders, legte ein Geleise nebenan und stellte so die Verbindung wieder her. Am andern Abend (Mittwoch) war die Abzweigung schon fertig. In der Zwischenzeit lagen wir in unserem Wagen, der auf dem Bahnhof von Wadi-Ramla allein wurde stehen gelassen. Nachdem uns Gott so wunderbar beschützt, ist alles leicht und jedes Opfer gern gebracht. Gegen 6 Uhr fuhren wir wieder ab. Bei der Passierung der Unglücksstätte dankten wir Gott noch einmal innig für seine gnädige Fürsorge. Er hat es gewollt, daß wir gestern hier nicht unser Grab fanden oder einen Fuß oder ein Bein brachen. Von Wadi-Ramla bis nach Atbara fährt die Bahn fast unablässig in der Wüste. Wir hatten davon nun genug gesehen und verkostet und gaben uns im Wagen einem gemüthlichen Stillleben hin, unbekümmert um das, was draußen vorging.

Donnerstag-Abend 5 Uhr waren wir in Atbara. Der Zug erhielt eine neue Maschine und ließ alle überflüssigen Waggons zurück. Auch unsere „II. Classe“ blieb hier. Wir vertauschten sie mit einer I. Classe, einem kleinen Wägelein ohne Sitze und Bänke. Kaum hatte sich der Zug in Bewegung gesetzt, so sahen wir, was für ein schlechtes Geschäft wir diesmal gemacht hatten. Unser Wägelein sprang und hüpfte umher wie ein Ball, und wir mußten, wohl oder übel, beim Spiele mitmachen. Kopf und Knochen hatten herbe Zeiten und waren am andern Morgen bei unserer Ankunft in Abu-Hamed ganz zerschlagen.

In Abu-Hamed war ein vierstündiger Aufenthalt, der ein wenig Ruhe und weitere Verzögerung einbrachte. Dann begann wieder die Wüstentour, die ich auf der Hinfahrt beschrieben habe. Die Nacht war sehr kalt, und wir mußten uns mit allem möglichen umwickeln. Samstag-Morgen um 6 Uhr gelangten wir schon auf dem Gagar von Wadi-Halfa an. Die Leute an der Station waren ganz winterlich ausgerüstet, hatten die Köpfe eingewickelt und schwere Mäntel auf dem Leibe. Auf dem Gagar hört die Eisenbahn auf, und wir begaben uns zu Fuß nach Tausfikia. Wadi-Halfa, wovon Tausfikia ein Theil ist, wird von wenigen Touristen von Assuan aus auf besonderen Touristendampfern besucht. Wegen seiner hohen, exponierten Lage ist die Luft frischer und im Winter kälter als die von Assuan. Am folgenden Sonntage celebrierten wir die hl. Messe im Hause eines gewissen Georg Hebrny, der die durchreisenden Geistlichen seit unwordenkllicher Zeit beherbergt. Zahlreiche Christen wohnten dem Gottesdienste bei. Nachher taufte wir noch einige Kinder. Auch hier wäre eine Kirche, ähnlich wie in Assuan, dringend nothwendig.

Dienstag um 10 Uhr fuhr der Regierungsdampfer von Tausfikia ab, wiederum mit zwei schwerbeladenen Sandal'n an der Seite. Auf dem einen befanden sich

40—50 kranke Soldaten aus dem Sudan, auf dem anderen, nebst gewöhnlichen Passagieren, 20—25 junge Neger Soldaten (16—20 Jahre alt), die nach Kairo bestimmt sind, um dort die Musik zu erlernen. Weil sie zum erstenmale Aegypten sahen, errregte alles ihre Neugierde. Unter sich spielten sie wie die Affen und gaben sich Stöße, die besser anzusehen als zu ertragen waren.

Schon Mittwoch um 12 Uhr kamen wir in Schellal an. In 26 Stunden waren wir also heruntergefahren. Der Dampfer hatte Anschluss an den Zug Assuan-Duzor, und wir konnten direct nach Assuan kommen, noch gerade recht zum Mittagessen.

Das war die erste Reise christlicher Missionäre nach dem Sudan seit achtzehen Jahren.



Vom afrikanischen Sklaven zum katholischen Priester.

Daniel Sorûr Phârîm Dèn,

Negerpriester aus dem Stamme der Dinka in Central-Afrika,

zum Katholicismus bekehrt 1874, Priester seit 8. Mai 1887,

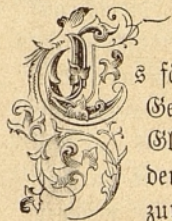
gestorben 11. Jänner 1900.

(Eine Selbstbiographie.)

VIII.

(Fortsetzung.*)

(Abmarsch nach Kordofan. Mein Austausch. Grausamkeiten während unseres Transportes.)



Es fällt mir schwer, die Länge unserer Marschroute aus dem Dinka-Gebiete bis ins Innere von Kordofan, wohin wir unsere matten Glieder unter Leiden aller Art schleppen mußten, anzugeben. Auf dem Landwege wird man kaum unter einem Monate diese Strecke bis zur Hauptstadt Kordofan's, El-Dbeid, zu Fuß und in angemessenen Tagmärschen zurücklegen können. Die Flußreise, d. i. den Weißen Nil hinunter, und von einem gewissen Punkte in gerader Linie den Landweg nach West zu nehmen, ist näher und viel bequemer; doch für Dinka-Schiffe, welche nur ausgehöhlte Baumstämme sind, ist dieser Weg zu gefährlich wegen der vielen Flußpferde und Krokodile, die besonders an manchen Punkten dieser Stromstrecke mit einer eigenen Vorliebe haufen. Wir mußten den Landweg zurücklegen, getrieben von einigen Männern, die zu diesem Zwecke aus Kordofan gekommen zu sein schienen. Am Tage ihrer Ankunft noch wurden die armen Schwarzen an den

*) Siehe Nr. 6 Seite 133.

Balken, den sie auf ihrem Nacken trugen, gebunden nach Kordofan abgeführt. Die ganze lange, traurige und schmerzliche Nacht mußten wir marschieren und marschieren, getrieben von den unbarmherzigen Männern, welche auf Stieren, Pferden, Eseln oder Kameelen ritten und dabei singend und pfeifend sich unterhielten, während sie bald nach links, bald nach rechts mit den Peitschenhieben nicht geizten. Viele der Ärmsten waren so müde und gebrochen, daß sie sich nicht mehr weiter zu schleppen vermochten. Manche dieser Elenden wurden einfach losgebunden und dann durch einen Gnadenschuß von ihrer Pein befreit. Nach ihrem Tode wurden sie dann eine Beute der Löwen, Hyänen oder Geier. Andere wiederum, besonders Frauen, ließ man einfach liegen, bis sie vor Hunger oder Durst starben, wenn sie nicht früher schon eine Beute der Raubthiere geworden waren.

Auf diesem unserm Leidensmarsche schien meiner Mutter Gebieter Affemani an mir Gefallen gefunden zu haben. Meine Mutter theilte ihm nun auch mit, daß ich ihr Kind sei, und bat ihren Herrn ost, daß er mich gegen einen andern seiner Sklaven, der keine Mutter habe, eintauschen möge. Schon schien es, als seien meiner Mutter Bitten zu ihres Herrn Herzensverhärtung gewesen, als dieser ganz unerwartet durch einen Dolmetsch ihr sagen ließ, daß er nach wenigen Tagen mich ihr wiedergeben werde, sobald nämlich der ganze Sklaventransport an einem gewissen Reisepunkte angelangt sein werde, wo dann durch einige Tage Rast gehalten würde. Die gute Mutter lebte bei dieser Nachricht wieder auf, da sie ihrer Kinder wenigstens nunmehr nicht gänzlich beraubt sein würde, wiewohl meine Schwestern eines andern Herrn Sklavinnen geworden waren und bleiben sollten.

Nach einigen Tagen hatten die Dschalläba richtig angehalten, um von den langen Märschen auszuruhen. Der Gebieter meiner Mutter nahm nun aus seinen Sklaven einen Tutschi-Knaben meines Alters, der keine Eltern mehr hatte, da sie schon im Kampfe erlegen waren, nahm noch meine Mutter mit sich und begab sich zum Zelte meines Herrn. Da sie Freunde waren, verlangte mich meiner Mutter Gebieter ganz einfach zum Geschenk von ihm. Darauf gieng aber mein Gebieter trotz seiner Freundschaft mit Affemani nicht ein — und erst, als dieser einen Tausch vorschlug, ließ er sich herbei. Ich zog nun von meinen unglücklichen Gefährten ab und war glücklich, meine Mutter wieder zu besitzen. — Als wir in Affemani's Zelt und Lager waren, frug mich dieser um meinen Namen. „Pharim de-Dèn“ gab ich zur Antwort; nachdem er diesen für ihn fremd klingenden und barbarischen Namen gehört hatte, brach er in ein schallendes Gelächter aus und änderte meinen Namen, wonach ich von nun an „Sorür“ (arabisches Wort und bedeutet „Freude“, „Gefallen“) heißen sollte.

Es war durch mehrere Tage Rast gehalten worden, und der Marsch mit seinen Leiden und Peinen und Qualen begann von neuem. Ich fühle einen wahren Abscheu, die ausgesuchtesten Qualen, womit uns die Dschalläba peinigten, zu beschreiben, und muß des Anstandes wegen über manche traurige Thatfachen stillschweigend hinweggehen, und wenn ich alle Grausamkeiten, deren Augenzeuge ich war, beschreiben wollte, würde ich zu keinem Ende kommen. Ich beschränke mich

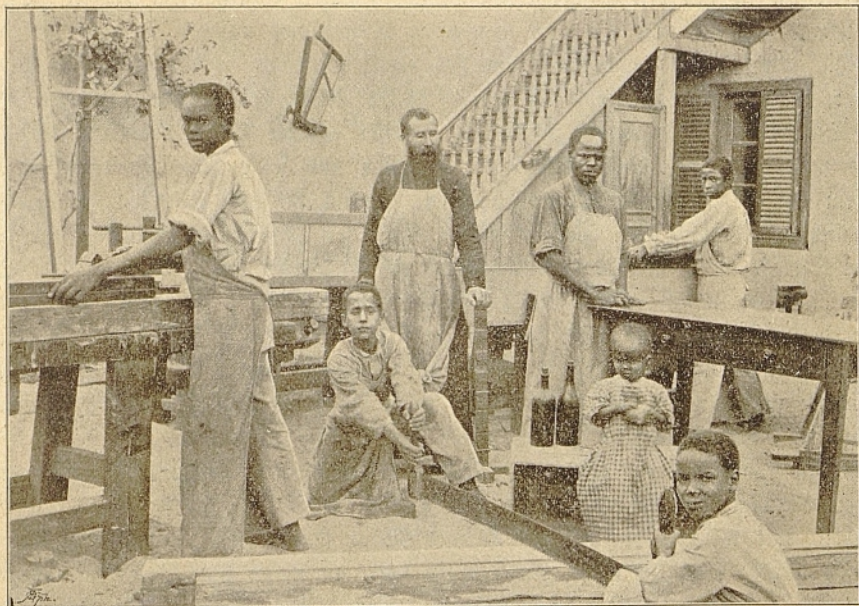
deshalb bloß auf drei Thatfachen, aus denen der geneigte Leser selbst den Schluss ziehen möge.

In einer Sklaven-Abtheilung von beiläufig zwanzig Köpfen war eine Negerin, welche sich nicht lange vor ihrer Sklaverei verhehlicht hatte, und deren Mann, wie sie selbst wehmüthig erzählte, von den Sklavenjägern im Kampfe getödtet worden war. Als sie im Sklaventransporte nach Kordofan begriffen war, war auch ihre Zeit um, in der sie Mutter werden sollte und hatte diesbezüglich die denkbar härteste Behandlung zu erdulden, da sie unaufhörlich weiter marschieren sollte. Man hatte mit ihr kein Erbarmen und erst auf die Klagen und Bitten aller dieser Unglücklichen für sie, gab der unbarmherzige Gebieter etwas nach, band sie los und ließ sie zurück unter Bewachung seiner Vertrauten, welche dann ehestens wieder nachzukommen hatten, was denn auch geschah. Die junge Mutter mußte dann sofort wieder in Reih und Glied treten und den Marsch unter Hunger und Durst und Kummer und Seelenpein mit den andern mitmachen und ihr zartes Kindlein dabei auf den Armen tragen! Natürlich fehlten ihr hiezu nach all' den vorangegangenen Leiden die Kräfte, worauf denn der Korbatisch (Peitsche aus Rhinoceroshaut) wieder über ihren Rücken geschwungen wurde. Das arme Kind, das in seinem zartesten Alter schon dem Hunger ausgefetzt war, wimmerte in der Mutter Armen, die nicht helfen konnte, was den grausamen Herrn so sehr erzürnte, daß er der Mutter das Kind entriß und unter einen Baum warf, wo es kurz darauf sein junges Leben beschloß. Natürlich hatte auch die Mutter bald ausgekämpft und war leblos zu Boden gestürzt. Armes Kind! Noch ärmere Mutter! O, wie hart ist doch die Sklaverei!

Die andere Thatfache, deren ich Zeuge sein mußte, betraf einen Greis meines Heimatdorfes. Der gute Mann war schon hochbetagt, als ihn das Unglück ereilte, in die Hände dieser Blutmenschen zu fallen. Obgleich alt, hielt er im Anfange alle Beschwerden und Mühseligkeiten dieses Leidensmarsches ganz wacker aus. Nach einigen Wochen, die wir beständig unterwegs waren und von wo an die Märsche immer kürzer wurden, je weiter wir uns von unserer Heimat entfernten, hatte der arme Mann aber nicht mehr die Kräfte, den Rest des Marsches auszuhalten. Der Herr aber, welcher den Worten des armen Greises nicht glaubte, täuschte ihn und behauptete, daß bis zum Endziel nur mehr einige Tage seien, und er dann hinreichend ausruhen könne. Der gute Alte glaubte den trügerischen Worten des Dschellab und nahm seine letzten Kräfte zusammen. Diese „einige Tage“ waren um und noch immer kein Ende? Der arme Greis hatte seine letzten Kräfte in dieser Hoffnung aufgewandt und konnte nicht mehr weiter und sagte dem unmenschlichen Gebieter, daß man ihn loslassen möge und er lieber unter freiem Himmel und allein sterben wolle, als unter solchen Peinen den Marsch fortsetzen zu müssen. Da wurde er allsogleich losgebunden, der Ketten entledigt und an einen Baum geführt, wo man ihm die Hände auf den Rücken band und ihn erschoss. Als der arme Greis in seinem Blute lag, folgten seine Mörder der Menge. Seine Henker waren kaum einige Schritte entfernt, als der Greis sein Haupt aus dem eigenen Blute erhob und drohend sich geberdete und das Haupt schüttelte und nach einer

geraumen Weile erst den Geist aushauchte. — Dieser Fall hatte in meinen Landsleuten eine Wuth entflammt und eine Reue darüber, daß sie nicht alle im Kampfe so lange ausgeharrt hatten, um wenigstens in ihrer Heimat als Helden zu fallen, während sie jetzt in so schmähhcher Weise das Leben enden müßten.

Weit über einen Monat waren wir schon unterwegs, als wir endlich an einer Berglehne, welche von Nubanern bewohnt war, anlangten; der Name des Gebirgszuges ist meinem Gedächtnisse entschwunden. Diese Neger haben ihre Wohnungen auf der Bergeshöhe und sind ihre Hütten den unsrigen sehr ähnlich.



Schreinerwerkstätte in der Negercolonie Gesirah. Bruder August Dördelmann F. S. C. mit seinen schwarzen Gesellen und Lehrlingen. (Originalbild des „Stern der Neger“.)

Diese Bergbewohner sind reich an Straußen, die sie in ihren Umzäunungen halten, und haben außerdem viele Ziegen, Kühe, Schafe u. s. w. Sie treiben Ackerbau und besitzen große und schöne Ländereien, die sehr fruchtbar und ergiebig sind. Jene Bergbewohner leben aber in ihren Hütten auf der Hochebene ganz zurückgezogen, besonders weil sie immerwährend die Streif- und Raubzüge der Baggarah zu gewärtigen haben, die überdies den Kinderraub als ihr besonderes und hervorragendes Handwerk betreiben, und diese armen Kleinen sind darum nie sicher, wenn sie, um die Schafe zu weiden oder dergleichen, von ihren Bergen in die Ebene herabsteigen. — Dort ereignete sich der dritte Fall, wodurch die Dschallaba zur Genüge bewiesen, daß sie wahre Schüler und Anhänger Mohammed's seien, dessen abscheuliche Sitten sie vollends ihr Eigen nennen konnten.

Dieser Fall betraf drei Dinka-Megerinnen, wovon zwei Mädchen im Alter von ca. 18 Jahren, und die dritte erst seit kurzem verhehlicht war. Diese hatten einen Fluchtversuch beabsichtigt, wiewohl sie sich keiner Täuschung bezüglich der Entfernung ihrer Heimat hingaben, und daß der reisenden Thiere auf diesem Wege eine Menge seien, daß sie ferner auch Gefahr liefen, mit streifenden Boggarah oder Dschallaba zusammenzutreffen. Doch die Freiheit und die Heimat ist süß, und um dieser willen mußte man alles unternehmen!

Unter bezeichnetem Gebirgszuge war Raft gehalten worden und kamen die Dschallaba überein, einige Tage hier zu verweilen wegen besonderer Geschäfte, die sie mit den Eingeborenen dieses Gebirges abzuschließen hätten. Diese Ruhetage wollten nun die drei genannten Megerinnen unseres Trupps, der an dreißig Köpfe zählte, ausnützen, um sich die Freiheit zu verschaffen. Ihr Plan war: während alle schliefen, sich gegenseitig die Ketten und Stricke abzulösen und im Schutze des Nachtdunkels zu fliehen, so weit es ihre Kräfte erlauben würden. Als daher in einer dieser Nächte der Gebieter und seine zehn Mordgesellen in tiefem Schläfe im Kreise um uns dalagen, standen die drei Muthigen gleichzeitig möglichst geräuschlos auf, giengen hinter einen der umstehenden Bäume, um sich vom Schläfe ihrer Blutsauger vorher noch zu überzeugen und, dessen gewiß, erst das Weite zu suchen. — Die Nacht war herrlich; der Mond beleuchtete mit seinen silberhellen Strahlen die Erde, der Himmel schien in seinem Festkleide der Miriaden von glänzenden und funkelnden Sternlein mit besonderm Wohlgefallen den Fliehenden gewogen zu sein; kurz, die ganze Natur lachte ihnen die süße Freiheit versprechend entgegen. Darum beeilten sie sich, ihrer Fesseln ledig zu werden, und flohen dem dichtesten Walde zu, der mit seinem kühlen Schatten ihre Aufregung dämpfen und gegen Verfolger mit seinem Dunkel und Dickicht sie schützen sollte. Aber alle die Gaben, mit welchen die herrliche Mutter Natur ihre Flucht zu befördern schien, halfen nichts; denn die Erde, das Terrain sollte an ihnen zum Verräther werden. Die Dinka-Erde hat fast kein Sandkorn, während das dortige Nuba-Gebiet fast nur Sandboden war, in welchem die Fußspuren der Fliehenden genau eingedrückt blieben! Sie hatten einen Eilmarsch von drei Stunden zurückgelegt, als das Morgenroth über unsern Häuptern schimmerte, und sie hatten bereits einen Schlupfwinkel gefunden, sich zu verbergen. An diesem Morgen war es, wo der Herr mich beauftragte, nachzusehen, ob alle da seien. Nach einem flüchtigen Blicke bejahte ich es. Der Herr schien mit meiner Inspection nach einem Blicke auf die Weiberabtheilung jedoch wenig zufrieden zu sein; denn er befahl einem gewissen Dan-al-beh, welcher der Hauptaufseher über die Sklaven war, eine Zählung vorzunehmen. Er fand gleich, daß drei Slavinnen weniger da seien und zählte, um sicherer zu sein, ein zweites und ein drittesmal mit demselben Ausgang. Darauf untersuchte er die Umgebung, kam zum betreffenden Baume, wo die weggeworfenen Ketten lagen, und von wo die verrätherischen Fußspuren auf das Weite und die genaue Fährte lenkten. Dan-al-beh brachte die Ketten dem Herrn mit der Kunde, daß drei Megerinnen fehlten. Dieser in der Ueberzeugung, daß ich ihn belogen hätte, um meinen Landsleuten die Flucht zu erleichtern, gab mir eine tüchtige

Dhrseige. So schnell als nur möglich faß er nachher zu Pferde und nahm zwei seiner ebenso grausamen als schmutzigen Freunde mit und im Galopp giengs über die Felder, immer den Fußspuren nach, die überall treu eingedrückt waren. Einen halben Tag hatten sie schon gesucht und wollten, dieser vergeblichen Arbeit müde, zurückkehren. Einer dieser drei wollte aber noch im benachbarten Walde sich umsehen, da hier die Fußspuren sich theilten und verloren. Er gieng hinein, immer weiter vorwärts, links und rechts blickend, und wie ein Jagdhund sein Wild aufspürt, so fand auch er eine der Entlaufenen, die sich alle vereinzelt, doch nicht weit von einander, zu verbergen suchten. — Die Ueberraschung möge der Leser sich selber denken!

Auf ihrer Flucht erreicht und ertappt, wußten sie nun auch, was ihrer harrte; denn drei waren der Strafen, welche einem flüchtigen Weibe, oder wenn sie auch nur bei der Absicht zu fliehen, ertappt wurde, auferlegt zu werden pflegten.

Die erste Strafe war, daß sie vom Herrn ganz nach Belieben mit dem Kerbaisch auf bloßem Körper tractiert wurde, die zweite ist noch viel grausamer und verbietet das Anstandsgefühl, sie zu beschreiben; die dritte Strafe ist, daß sie im Zustande der Folgen der zweiten Strafe herumgeführt und allen zum abschreckenden Beispiele gezeigt wurde.

Alle diese Strafen, deren umständlicher Beschreibung ich mich enthalte, wurden auf die erdenklich grausamste Weise an den drei flüchtigen Sklavinnen durchgeführt. Zur Nachtzeit wurden diesen Armen dann jedesmal doppelte Ketten angelegt, dazu ihr Hals und Nacken mit einem schweren Holze beschwert und die Füße in einen durchlöcherten Balken gezwängt, so daß sie sich ganz und gar nicht rühren konnten.

Nach einigen Wochen, als unsere Gebieter mit diesen Bergbewohnern ihre Geschäfte erledigt zu haben schienen, wurde der Vormarsch nach Kordofan wieder aufgenommen. Als wir in der Nähe der Brunnen von Malbes (wo unsere Mission eine christliche Neger-Colonie hatte, welche sammt den Missionen von Dschebel-Nuba und El-Obeid, wie Chartum durch den Mahdi zerstört wurde) ankamen, zog sich Uad-Defaalla, welcher der Anführer dieser Menschenjagd war, wie auch Assemiani auf seine Felder, die ein jeder der Beiden dort liegen hatte, zurück.

(Fortsetzung folgt)





Erinnerungen an eine Reise im Rothen Meere.

Von P. Haber Geher F. S. G.

(Fortsetzung.*)



Fachedda ist neben Suakin und Massauah einer der heißesten Punkte des Rothen Meeres. Wir hatten am 1. April um 2 Uhr nachmittags 35° C. im Schatten, am 3. April 37° C. Auffallend ist der oft rasche Wechsel zwischen trockener und feuchter Temperatur. Wir hatten am 31. März 85° Feuchtigkeit, welche eine äußerst lästige Wirkung auf die Haut ausübte. Der Regen während der Regenzeit ist unregelmäßig, manche Jahre regnet es kaum, andere Jahre fällt Regen in großen Güssen.

Die Stadtbewohner, größtentheils Hadarma (von Hadramaut), haben fast kaukasischen Gesichtsausdruck und Hautfarbe, nur etwas gebräunt von der Sonnenhitze. Die Männer kleidet ein weißer Kaftan mit farbigem Gürtel, darüber eine abäia, faltiger Ueberwurf mit breiten Ärmeln von weißer, rother, blauer, grüner, gelber oder grauer Farbe; als Fußbekleidung dienen meist schwarzgrüne Sandalen, als Kopfbedeckung eine Calotte (takie) und ein eigener Turban mit Decke aus Strohgeflecht; dieser Turban unterscheidet die Hedschaz-Männer von Muselmännern anderer Gegenden. Die Frauen sind bis an die Augen mit einem faltigen Ueberwurfe verhüllt und tragen stiefelartige Fußbekleidung aus gelbem Leder oder Zeug, was ihnen ein ganz eigenes Aussehen gibt. Die Männer zeichnen sich durch Selbstgefühl und Stolz aus, sie scheinen von ihrer Würde als Bürger des heiligen Landes des Islam durchdrungen zu sein. Arbeitsamkeit ist nicht ihre Tugend; sie überlassen die Arbeit in und außer dem Hause den Sklaven, machen und empfangen Besuche, rauchen Tabak und trinken Mokka, spazieren müßig auf dem Markte, beschäftigen sich mit Handel und dem Abschluss von Verträgen. Im Handel entwickeln sie ein nicht geringes Talent.

Die öffentliche Sittlichkeit läßt zwar Manches zu wünschen übrig, ist jedoch besser als in den meisten Städten Aegyptens. Vielweiberei und Haremwesen stehen in besonderer Blüte. Das weibliche Geschlecht versumpft in den Harems. Die Frau verrichtet fast nie eine Arbeit. Am Morgen erscheint die Sklavin, öffnet die Fensterläden, reibt und massiert die Herrin unter den wärmenden Sonnenstrahlen an Armen und Füßen. Den Tag über sitzt die Frau auf dem weichen Divan, dreht sich träge nach rechts und links, ruht nach dem Kaffee, macht einige Stiche

*) Siehe Nr. 6 Seite 137.

mit der Nadel, läßt sich vor und nach Tisch von der Sclavin die Hände waschen; die Sclavin reicht ihr das Brod in mundgerechten Stückchen, bereitet die Wasserpfeife, worauf die Frau, in langen Zügen den Tabakrauch schlürpfend, brütend durch die Fugen und Ritzen der Fensterladen auf die Gasse lugt oder sich plaudernd mit einer Besucherin unterhält. Die bleichen Züge, dunkelschwarzen Augenbrauen und gelbgefärbten Nägel verleihen ihnen ein häßliches Aussehen: ein abschreckendes Bild eines traurigen Haremdaseins. Die Ehescheidung kommt häufig vor. Selbst gewöhnliche Leute wechseln häufig ihre Frauen, und die Entlassenen verfallen meist einem traurigen Lose.

Eine Hauptfeier ist die Ueberbringung des Mahmals, des heiligen Teppichs, von Kairo nach der Kaaba. Der Transport über Land kostete der ägyptischen Regierung früher enorme Summen, da die Bundeslade von einer bewaffneten Armee mit Gewehren und Kanoren begleitet werden mußte, um sie gegen die räuberischen Beduinen zu schützen. Trotzdem wurde die Karawane wiederholt angegriffen und ein Theil der Mannschaft niedergemacht. Um die großen Kosten und Gefahren zu vermeiden, setzte es der Vicekönig Said Pascha trotz des Widerstandes der religiösen Großhäupter durch, daß die Bundeslade von Suez auf dem Seewege nach Dschedda befördert werde. Das Mahmal, wohl eine Nachahmung der Bundeslade, besteht in einem prunkvollen Zelte aus Seidendamast, reichgeschmückt mit goldenen und rothen Stickereien, Koransprüchen, silbernen und goldenen Kuppelkugeln an der oberen Spitze und an den vier Ecken und mit verschiedenen kostbaren Zierathen. Es bildet den Mittelpunkt und das Wahrzeichen der ägyptischen Pilgerkarawane, welche alljährlich große Teppiche aus schwerem Seidendamast mit Goldstickereien für die neue Bedeckung der Kaaba in Mecca und des Prophetengrabes in Medina mit sich führt. Während die Teppiche jedes Jahr erneuert werden, wird das Mahmal nur beim Regierungsantritt eines Vicekönigs neu hergestellt. Der Auszug der Pilgerkarawane aus Kairo mit dem Mahmal, der gewöhnlich Ende September stattfindet, gehört zu den Sehenswürdigkeiten Aegyptens: er bildet ein Hauptfest der ägyptischen Staatsreligion. In Anwesenheit des Vicekönigs und der hohen Beamten in herrlichen Uniformen, in letzter Zeit auch des englischen Generalconsuls, setzt sich die Procession von der Burg aus in Bewegung. Da sieht man den ganzen Islam Aegyptens, alle seine religiösen Vereine und Bruderschaften mit ihren bunten Emblemen und Fahnen, Korangelehrten, tanzende Derwische usw. an sich vorbeimarschieren. Der Vorbeimarsch dauert stets über anderthalb Stunden, ich zählte an 320 Fahnen und Standarten. Das Mahmal wird von einem Emir-el-Hadj (Obersten der Wallfahrt) begleitet, der Generalsrang hat. Im Jahre 1884 befanden sich bei der Karawane 80 Maulthiere, 320 Kameele, 130 Pferde, an 1000 Soldaten und Derwische. In Dschedda wird die Bundeslade auf der Anhöhe vor dem Medinathore aufgestellt, von Tausenden von Pilgern umjubelt und dann in endlosem, festlichem Zuge auf dem Rücken eines eigenen Kameeles nach Mecca geführt. Die Teppiche des vorhergehenden Jahres werden feierlich nach Kairo zurückgebracht; mit den Abfällen derselben treiben die Derwische einen einträglichen Handel. Das schöne Kameel, welches das Mahmal trägt, wird

zu keiner anderen Arbeit verwendet und auf Staatskosten erhalten. So verschlingt das Mahmal jährlich große Summen, die für den ohnehin verschuldeten ägyptischen Staatsschatz sehr empfindlich sind, aber gern getragen werden.

Sowohl Schiffahrtsgesellschaften als Kaufleute sehen der alljährlichen Pilgerfahrt mit Spannung entgegen. Die ägyptische und türkische Gesellschaft, der österreichische Lloyd, englische, französische und italienische Gesellschaften veranstalten Extra-Pilgerfahrten und erzielen mitunter sehr günstige Einnahmen, denn die Pilger lassen sich wie Häringe auf dem Verdecke zusammenpressen. Immerhin ist es interessant, daß die fanatischen Pilger christliche Verkehrsmittel bis an die Thore von Hedschaz benützen, wo sie sich mit Verachtung der Ungläubigen entledigen; ebenso auffallend kann es erscheinen, daß die Christen ihre gehässigsten Feinde nach den heiligen Stätten des Islam befördern: es ist dies für beide Theile charakteristisch. In Dschedda befassen sich die Behörden und Consulate mit der Weiterbeförderung der Pilger. Der englische Consul besorgt die Ausschiffung der indischen Unterthanen, der holländische jene der Pilger aus Java und Sumatra, der französische jene der Pilger aus Algier. Jnder mögen jährlich 10—15,000, aus Algier 5—5000 Pilger anlangen. Die Beförderung der Pilger von Dschedda nach Mekka wird ebenfalls durch die betreffenden Consulate besorgt, wofür die Pilger bestimmte Taxen zu entrichten haben. Die türkischen Behörden erhoben wiederholt Einsprache dagegen, daß Moslim von christlichen Consuln auf der heiligen Erde des Islam befördert werden. Aber die Consuln sowohl als die unter christlichem Schutze stehenden Pilger lehnten diese Einmischung ab; diese Moslim fühlen sich wohler unter den christlichen Consuln, als unter den corrumpten Türken. Aber nicht nur die Consulate, auch die Kaufleute und selbst die Beduinen ziehen ihren Vortheil aus der Pilgerfahrt. Der Wohlstand der Bewohner von Hedschaz hängt enge mit der Wallfahrt zusammen und mit Sehnsucht sehen die Kaufleute der jedesmaligen Pilgersaison entgegen. Die willkommensten Pilger sind jene aus Java, Sumatra, Persien, der Türkei, da sie die wohlhabendsten sind. Die Pilgerfahrt gibt dem Handel einen mächtigen Aufschwung, sie bringt die Moslims der verschiedenen Gegenden und Länder in nähere Berührung miteinander, es werden Handelsbeziehungen angeknüpft und Contracte abgeschlossen. Zahlreiche Kaufleute kommen alljährlich nach Hedschaz und verbinden mit dem religiösen den materiellen Zweck, sie setzen ihre Waren ab und führen neue in die Heimat zurück.

Außer Kaufleuten und Reichen kommen aber auch zahlreiche Arme und Bettler in die heiligen Lande des Islam. Unter den Indern befinden sich stets einige Tausend Bettler, so daß zur Zeit der Wallfahrt die Straßen von Dschedda und Mekka von ihnen überfüllt sind. Nordafrikaner, Aegyptier, Türken, Syrier usw. treten ohne einen Heller in der Tasche die Reise an, und die Pflicht der Wohlthätigkeit armen Pilgern gegenüber wird reichlich ausgenützt. Professionsbettler durchziehen in lumpigen Kleidern ganz Hedschaz, lauern in den Häfen und an den heiligen Stätten auf die Pilger und kehren nicht selten mit einem hübschen Sümmechen in die Heimat zurück.

Die Pilgerfahrt nach Mekka ist eine großartige Erscheinung im Islam. Infolge der zunehmenden Verarmung in den muslimännischen Ländern hat die Zahl der Pilger zwar etwas abgenommen; ihre Anzahl ist aber immerhin noch bedeutend. Unter den größten Entbehrungen und Anstrengungen wird die Wallfahrt unternommen. Mütter mit Säuglingen und altersschwache Greise, Kranke und Blödsinnige, Knaben und Mädchen legen zu Fuß oder auf dem Rücken des Kameels ungeheure Strecken zurück, durchziehen sonnenverbrannte, wasserlose Wüsten, ziehen über die Meere, ertragen die Unbilden von Regen und Hitze, geben ihren letzten Pfennig aus, um die Reisekosten zu bestreiten, begnügen sich mit trockenem Brote und Früchten: kein Laut der Klage kommt über ihre Lippen, ihr Sehnen ist nach der heiligen Kaaba gerichtet, deren Anblick sie alle Leiden vergessen macht. Zahlreiche Kranke pilgern nach Mekka, um dort zu sterben. Man berechnet, daß die Anzahl der seit Beginn des Islam auf der Pilgerfahrt Verstorbenen der Gesamtzahl der jetzt lebenden Islamiten gleichkomme. Das mag eine Uebertreibung sein, immerhin aber ist die Zahl der Pilger, welche auf der Wallfahrt den Strapazen und Krankheiten erliegen, bedeutend.

Die Pilgerfahrt nährt in besonderer Weise den Fanatismus der Moslems aller Weltgegenden. Die Pilger schöpfen in Mekka, dem Brennpunkte religiöser Begeisterung, neuen Glaubensmuth, der eine begeistert den andern, der Anblick der Hunderttausende eifriger Religionsgenossen hebt das Gefühl des Einzelnen und die fanatischen Predigten der Priester und Gelehrten fachen den Eifer aller an. Von Mekka kehren die Pilger in die Heimat zurück, überall religiöse Begeisterung und Fanatismus verbreitend. Der Pilger führt den Ehrentitel „hadj“, der seinem Namen vorgesetzt wird, und hat das Recht, als Auszeichnung einen grünen Turban zu tragen, denn grün ist die Farbe des Propheten. Der hadj wird bei der Rückkehr in die Heimat feierlich empfangen; unter Trommelschlag, Musik und religiösen Gesängen, unter dem trillernden Jubelgeschrei der Frauen und dem Frohlocken der Kinder wird er in feierlicher Procession auf reichgeschirrtem Kameele zu seiner Wohnung geführt; er ist ein Segen für die Familie und die Ortschaft, er gilt als ehrwürdig. In frommer Spannung lauscht Jung und Alt seinen Erzählungen vom heiligen Lichte, das die Kaaba umfließt, und neuer Eifer für die Religion beseelt alle. Nach vielen Jahren noch erzählen die Kinder ihren Kindern, was sie vom Vater bei seiner Rückkehr von Mekka gehört hatten. So ist die Pilgerfahrt eines der wirksamsten Mittel zur Erhaltung des religiösen Eifers in der islamitischen Welt.

(Fortsetzung folgt.)





Nachrichten aus dem Marien-Verein.

Vom Marien-Verein für Afrika. Mit großer Befriedigung erfüllt uns das Wachsen und Gedeihen dieses österreichischen Missionsvereines in der Erzdiocese Wien. Dieser trotzliche Erfolg ist vor allem dem Schutze und der Fürsorge Sr. Eminenz des hochwürdigsten Herrn Cardinals Dr. Gruscha und der wahrhaft apostolischen Thätigkeit des hochwürdigsten Monsignor Domherrn Anton Schöpflenthner zu verdanken, welcher auf der Rückkehr von Rom am 17. Mai d. J. unser Missionshaus mit seinem Besuche erfreute. Möchten sich alle anderen österreichischen Diöcesen die Wiener Erzdiocese zum Vorbilde nehmen, dann würde der Marien-Verein bald wieder das werden und leisten, was er einst war und leistete.

Vom Marien-Verein für Afrika. Aus Laassee, Marchfeld, Niederösterreich, schreibt uns der hochwürdige Herr Pfarrer Sigismund Dorfirth: Gebe Ihnen anmit bekannt, daß sich am Ostersonntage l. J. allhier eine Frauengruppe des Marien-Vereines für Afrika gebildet hat, nachdem der eifrige ehrw. Bruder R. Klodt in einem längeren Vortrage das Leben und Weben der Eingeborenen in Central-Afrika aus eigener Erfahrung recht interessant geschildert hatte. — Die Mitgliebezahl beläuft sich derzeit auf 27, an deren Spitze Frau Elisabeth Weiß und Anna List als Vorsteherinnen, sowie die Fel. Theresia Nagl und Anna Moring als Cassierin und Schriftführerin fungieren.



Verschiedenes.

Der Missionsdampfer „Redemptor“ (siehe Bild Seite 155) besteht aus Stahl, mit galvanisiertem Blech überzogen, ist 19,59 m lang, 3,66 m breit, mit einem Tiefgang von bloß 30 cm ohne und 45 cm mit Ladung (10 Tonnen). Er kann außerdem noch zwei Flachbarken bugieren. Die Gesamtkosten des Schiffes, den Transport bis Alexandrien eingerechnet, betragen 1475 Pfd. Sterling (29.500 Mark). Außer anderen Gaben, welche aus Oesterreich diesem Zweck direct zugeführt wurden, haben sich die österreichischen und deutschen Katholiken mit einem Beitrage von zehntausend Francs daran betheiliget, welcher vom Missionshaus Mühlau abgeliefert wurde. Hoffen wir zu Gott, daß das Missionschiff seinen Zweck bald erfüllen und die Missionäre an den oberen Nil und dessen Zweigflüsse bringen werde!

